

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Von einem Zürcher Künstler der Biedermeierzeit  
**Autor:** M.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575281>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Von einem Zürcher Künstler der Biedermeierzeit.

Mit elf Bildern.

Nachdruck verboten.

**E**s ist das Verdienst des Zürcher Kunsthändlers und Kunstfreundes Heinrich Appenzeller, unsere Zeit durch eine wissenschaftlich genaue und umfassende Publikation<sup>\*)</sup> wieder auf einen Zürcher Künstler aufmerksam gemacht zu haben, dessen bescheiden halbvergessene Kunst geschaffen ist, dem modernen Menschen Einblicke in ein verlorenes Paradies zu geben, in die Zeit der innig biedern Heimeligkeit. Ja, sogar Appenzellers Werk selbst hat einen Zug aus jener uns fernen Zeit an sich, da es einer seltenen Pietät und hingebender, entzückender Arbeit seines Erstehens verdankt. Als eifriger und liebevoller Sammler alter Stiche hatte sich der Verfasser früh mit den Werken des Zürcher Kupferstechers Franz Hegi beschäftigt, dessen reizvolle und stimmungswarme Kupfer uns etwa aus den Zürcher Neujahrsblättern der ersten Decennien des letzten Jahrhunderts entgegentreten, und früh schon wurde der Wunsch in ihm lebendig, dem vergeblichen armen Künstler nachträglich noch das verdiente Denkmal zu setzen. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde Appenzeller zu einer Lebensaufgabe, der er sich während vieler Jahre widmete; denn es bedurfte einer großen Ausdauer, die keine Mühe scheut, um Hegis Werke, die teilweise sehr schwer aufzutreiben waren, in öffentlichen und privaten Sammlungen, in Mappen und Büchern, im Inn- und Auslande zusammenzufinden und jedes der Blätter, deren Zahl sich gegen 1200 beläuft, einzurichten und zu beschreiben. So, wie nun Appenzellers Buch vor uns liegt, in seiner erfreulichen Vollständigkeit — denn auch die Handzeichnungen sind mitberücksichtigt worden — und in der geschmackvollen, sauberen Ausstattung bildet es in der Tat ein Denkmal, wie man es sich für die amüsante, anspruchslose Kunst eines feinen, entzückenden Künstlers nicht besser wünschen könnte.

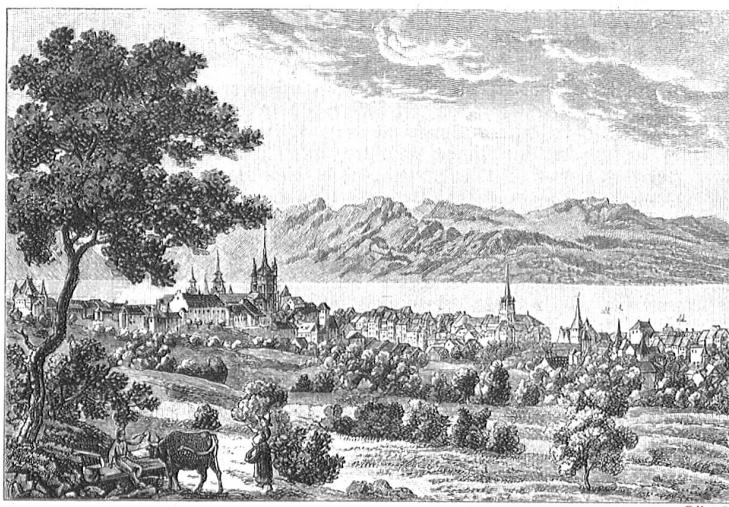
Franz Hegi war einer von den Menschen, mit denen das Leben nicht eben glimpflich umzugehen pflegt; denn er war bescheiden, ohne Ehrgeiz, gemütvoll, sein empfindend und treuherzig, Grund genug, daß die Sorge seine treue Begleiterin blieb von den ersten Kinderjahren an bis zu seinem mühereichen trüben Alter. Er war der älteste Sohn aus einer etwas romantischeren Ehe, die der begabte Goldschmied Johannes Hegi aus Zürich durch eine heimliche Trauung mit der feingebildeten Tochter einer ausgewanderten Hugenottenfamilie in Lausanne, Johanna Leonore Berdeil aus Berlin, erzwang. Der kleine Franz verbrachte seine erste Kinderzeit zu Lausanne und Freiburg und wurde dann von seinen Eltern, die ein ungestopftes Wanderleben führten, ins Waisenhaus nach Zürich verbracht, da er der jährlich anwachsenden Schar kleiner Geschwister Platz machen mußte. Früh trat seine außergewöhnliche künstlerische Begabung hervor, und so wurde Hegi schon mit sechzehn Jahren von den Vorstehern des Waisenhauses bei dem Kupferstecher Matthias Pfenninger in die Lehre getan. Bald aber überholte der fleißige und kunstbegeisterte Schüler seinen Lehrer, ging dann an das Atelier Birmann in Basel über und ließ sich einige Jahre später definitiv in Zürich nieder, wo er — zwei kurze Reisen nach Nimes und Paris ausgenommen — bis zu

seinem Tode verblieb, trotz fleißiger und fruchtbarer Arbeit ununterbrochen mit der Not kämpfend. „Wie ein Strom, der im dünnen Sande sich verliert,“ so heißt es in dem Nachruf, den die Zürcher Künstlergesellschaft Hegi in dem Neujahrsblatt von 1851 widmete, „endete diese Laufbahn in freudearmem, ruhmesleerem Alter, und nicht eine öffentliche Stimme verhinderte der Welt den Hinschied des einst auch vielgeehrten Künstlers.“

Hegis Werk ist ganz durchdrungen von der innigen Art des treuherzigen Künstlers, der sein ganzes Leben in liebevoller Hingabe einer wenig einträglichen Kunst widmete. Ob er uns von seinen feinen, bis ins kleinste Detail getrennten Bedenken gibt, ob er frei komponierte Genre- und Sittenbilder schafft, ob er seine eigene Zeit schildert, deren Geist seine Persönlichkeit in gleich charakteristischer Weise verkörpert wie seine Kunst, oder ob er in vergangene Jahrhunderte sich versenkend zum Schöpfer gegenwartskräftiger historischer Bilder wird, ob er in weich-tönigen Aquatintablättern sich ausspricht oder in kräftigen und düstigen Zarten Radierungen, immer ist es fein und wahr empfundene, liebevoll durchdachte und mit der größten Genauigkeit ausgeführte Arbeit. Diese Treue und Genauigkeit in der Wiedergabe des Geschehenen und Hegis inniges Verständnis für seine Zeit machen aus seinen Bildchen historisch interessante Dokumente und vergnügliche Zeitbilder aus traurlichen und freundlichen Tagen, als die unsrigen sind. Da lernen wir etwa aus einem stimmungsvollen Stiche den Kreuzgang im Grossmünster zu Zürich kennen, wie er vor der Erneuerung in den fünfziger Jahren bestand und von dem uns kein anderes Dokument mehr mit solcher Genauigkeit berichtet. Oder es wird uns erzählt, wie es in Bern aussah, als noch das Murtentor stand und vor dem Bürgerhospital, da, wo heute das Tram gewiret den Vorübergehenden in die Enge treibt, sich die Wiederschwemme befand und bernische Gemütslichkeit sich breit machte. Oder wir sehen Interlaken zu einer Zeit, da es noch keine durch Fremdenindustrie und Spekulationsbauten verwüstete Hotelstadt war, sondern ein poesiereiches mit seiner unvergleich-

lich schönen Landshaft verwachsenes Bergstädtchen. Und welch köstliche Schilderungen voll Humor hat uns Hegi von dem fröhlichen Treiben im aargauischen Baden gegeben! Da ist gleich das hübsche Aquatintablatt, das uns lustige Einblicke in die naiven Sitten des Badelebens um 1808 gewährt und das wir heute unsern Lesern bringen. Die Beschreibung, die Appenzeller zur näheren Orientierung diesem Bildchen mitgibt, lautet: „Am Platze der Bäder stehen hinten die Gasthöfe Stadhof und Raben, rechts die Sonne; vor dem Raben erblickt man das Armenbad und links im Vordergrunde das große Vereenabad, beide mit vielen Insassen. Auf dem Platze zeigen sich allerlei Gäste, Kranke und Gebrechliche; auf der Mauer des Vereenabades sitzt ein Greis mit Krücken und empfängt von einer vorübergehenden Familie ein Almosen.“ Aber trotz den vielen Gebrechlichen, Armen und Krautern hat das Bildchen doch etwas Urfomisches an sich, das daran erinnert, daß man seine Badefahrten doch meist unternahm, um sich zu amüsieren. Auch Hegi kannte Baden von seiner erfreulichen Seite, wie die hübschen Illustrationen zu David Hess' „Badenfahrt“ zeigen, denen die liebenswürdige Bignette „Der Wirt mit der Rechnung“ entnommen ist; sie stellt die Abschieds- und Abrechnungsszene zwischen David Hess und Wirt Dorer vom „Stadhof“ dar. Gerade in solch kleinen

<sup>\*)</sup> Der Kupferstecher Franz Hegi von Zürich, 1774—1850. Sein Leben und seine Werke. Beschreibendes Verzeichniß seiner sämtlichen Kupferstiche. Bearbeitet von Heinrich Appenzeller, Kunsthändler. Mit dem Porträt des Meisters, fünfzehn Reproduktionen von Kupferstichen in Lichtdruck und vier Bignetten in Holzschnitt. Zürich, Verlag von H. Appenzeller, 1906. Gedruckt im Verlagsbuch, Zürich.



Lausanne. Nach dem Aquatintabblatt von Franz Hegi (1774–1850).

Genrebildchen zeigt sich unser Künstler von einer besonders liebenswürdigen Seite, und vor allem in den Zürcher Neujahrsblättern aus dem Anfang des Jahrhunderts tritt er uns als wundergemäßlicher Schilderer biedermeierlichen Wesens entgegen.

Doch nicht bei der Schilderung seiner eigenen Zeit und Umgebung ist Hegi stehen geblieben. Die historische Vergangenheit und ganz besonders das Mittelalter, mit dessen Erscheinungen er sich in intimen Studien beschäftigte, zogen ihn mächtig an, und so wurde Hegi, genau wie er in allem war, auch zum getreuen Darsteller mittelalterlichen Kostüms und mittelalterlichen Lebens. In diesen Betreibungen traf er sich mit einem andern künstlerisch bedeutenden Zeitgenossen, mit Martin Usteri, und ihrer gemeinsamen Arbeit verdanken wir manches wertvolle Blatt, das vielleicht zum Annentrichsten gehört, was die Kunst je über das poetische deutsche Mittelalter zu erzählen wußte. Da steht allem voran das wunderjam reizvolle Frühlingsbild zu Martin Usteris Gedicht: Der Frühlingsbote, „eine Schilderung mittelalterlichen Kleinlebens so wahr und traumlich und warni, wie sie nur Moritz von Schwid gelang“. Der geistige, gedaunkliche Urheber des Bildes war Usteri, gezeichnet und gestochen wurde es von Hegi, dessen außergewöhnliches Talent für Gruppierung und Komposition

und dessen seines Verständnis für das Architektonische in diesem Etüche besonders hervortritt. Wir stehen deshalb nicht an, unsern Lefern in diesem Zusammenhange noch einmal das Bild nahe zu bringen, mit dem wir sie schon früher bekannt gemacht <sup>\*)</sup>). Ein solches Kleinod darf man sich schon zweimal ansehen, bevor man es aus der Hand legt; denn nur liebevoll und eingehende Betrachtung vermag dem liebenvoll durchdachten Werklein alles zu entnehmen, was der stolze Künstler hineingelegt, wenn auch die lenzfrische Stimmung, die über dieser intimen Darstellung eines dem besiegelten Frühlingsboten zugehörenden Bölkchens liegt, schon beim ersten Blicke packt. Denn — und das sei hier am Schlüsse noch mal hervorgehoben — Hegi, der einfache, gewissenhafte Radierer, war vor allem auch ein echter Stimmungskünstler. Freilich mag es auffallen, daß innige Traurlichkeit und eine gewisse holde Romantik die charakteristische Note im Lebenswerk eines Menschen sind, mit dem das Schicksal eigentlich recht rauh und schneide umgegangen; aber die äußeren Stürme schienen eben Hegis Künstlerseele nicht getrübt zu haben, die klar und unverwirrt die ideale Seite seiner Zeit widerspiegelt. Das ist die Zeit städtiger Bejchaulichkeit und trauscher Berlinerlichung, nach der sich unsere spekulierende Gegenwart in nutzloser Biedermeierschwärmerei so herzlich sehnt, das ist die Zeit ruhigen Seins, anpruchsloser Lebensfreude und des glücklich vernünftigen Optimismus, der in der Dichtersprache Martin Usteris allen trüben Ahnungen und schlimmen Prophezeiungen das kostliche Wort entgegenhält:

Muß, wenn ein Bögelein sich erschwingt  
Und lustig in dem Gezweige singt,  
Denn steis ein Nabe drein schreien?

Ah folch ein Wort erinnert man sich gern in unserer Zeit der nörgelnden Kritik und selbstgefälligen Nächstenhilfe, wie man sich gern heute das Werk eines Künstlers ansieht, der ohne Anspruch auf Originalität und äußeren Erfolg ganz einfach seine Sache möglichst gut zu machen und wahr zu sein trachtet. Ein solcher Künstler aber war der feinsinnige, beschiedene Zürcher Kupferstecher Franz Hegi, und deshalb ist seine innige Kunst dazugetan, dem modernen Menschen Einblicke in ein verlorenes Paradies zu geben.

M. W.

<sup>\*)</sup> vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 123. Von Hegi stammen auch die beiden Illustrationen in unserer diesjährigen Mozart-Nummer S. 42 und 43.

## Manöver.

Nachdruck verboten.

Militärische Skizzen von Victor Usterer, Leipzig.

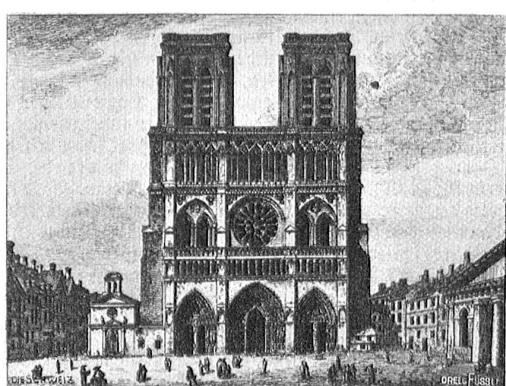
Zwischen Zura und Aare: im „Großen Moos“. Ein Herbstmorgen. Matt und glanzlos die Sonne. Schwere Frühnebel, die der scharfe Ost strichweise, bald kürzer, bald länger, zerstreift. Schnurgerade liegt dann die Pappelallee vor mir, ohne Leben — —

Mählich dümmt ihr Urbild in meiner Erinnerung. Westwärts wars. Neben dem blauen Bergkamm, von dem ich jetzt herabgestiegen. Dort, wo die Schattenspender höher ragen, ihr Laub im Morgentau satter leuchtet, ihre Wipfel im Abendwind sich tiefer neigen als hier. Und im Mittagbrand der Wanderer seinen Leib lang und schwarz in den füchtigen Staub der Straße zeichnet. Wo sich Meilenstein an Meilenstein in unabänderlicher Richtung reiht. Und wieder und wieder die beidseits säumenden Bäume querüber verwachsen, der Weg auf Schweite in eine Hecke mündet. Bis der Trug vor dem Nahenden stetig zurückweicht. In lärmender Einönigkeit . . .

Jene Heerstraßen, die Paris in die Provinz vorschiebt, wie der Schwimmpolyg Fangaden und Täster aus dem Quallenleib kriechen läßt . . . Die Großtat des dritten Napoleon — —

Retzvoll bleibt dieser Mann und seine Geschichte. Kein Gottmensch — gewiß nicht — nur ein smarter Geschäftsmann,

klug und zähe. Der es wagte, den Staat auf Aktien in eine Einzelfirmen umzuwandeln. Und solches mit wenig Grund-



Notre Dame-Kirche zu Paris  
Nach Originalezeichnung von Franz Hegi (1774–1850).